

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 28 (1948-1949)
Heft: 1

Artikel: Der Wert humanistischer Bildung
Autor: Wehrli, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-159645>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER WERT HUMANISTISCHER BILDUNG

VON FRITZ WEHRLI

Nach der Flut von Gewalt und Schrecken, die sich über die Menschheit gewälzt, hat das Dreigestirn Menschlichkeit, Humanität und Humanismus eine Leuchtkraft gewonnen, die um so heller strahlt, als alles, was diese Wörter meinen, lange genug bewußt der Verachtung preisgegeben war.

Was im Worte Menschlichkeit liegt, glaubt jedermann zu wissen, und doch ist es als Übersetzung von Humanität, *humanitas*, in seinem Inhalte von dem bestimmt, was einstige Geschlechter vom Menschen als Verwirklichung eines Ideales gedacht haben. Und da der Mensch mit allen Möglichkeiten zum Guten wie zum Bösen ausgestattet ist, deren jede sich unter Umständen als seine eigentliche Bestimmung verherrlichen läßt — das Evangelium der Gewalt ist in nur zu frischer Erinnerung —, so wird uns ein geschichtlicher Rückblick darüber belehren müssen, welcher Aspekt des Menschlichen unser besonderes europäisches Erbe ist.

Während das Wort Humanismus erst am Anfang des 19. Jahrhunderts für eine auf die Antike ausgerichtete Kulturhaltung geprägt worden ist, haben mit *humanitas* die Römer der ausgehenden Republik all das umfaßt, was sie der hellenischen Kultur als Erzieherin zu einem wahren Menschentum zu verdanken glaubten. Sie unterwarfen sich damit jenem griechischen Selbstbewußtsein, welches wirkliche Kultur keinem anderen Volke zugestand — mit einem gewissen Recht so weit, als das von den Griechen Gemeinte in der Tat an das freie Gemeinwesen der Polis gebunden war, welche die «Barbaren» nicht kannten. Es handelt sich um jene sophistische Anschauung, daß der Mensch trotz physischer Unterlegenheit sich über das Tier erhebe als Gemeinschaftswesen, das im freien Zusammenleben von Staat und Familie sein Bestes in Gerechtigkeit, Güte und edlen Formen des Umgangs verwirkliche; erst im Schutze dieser Gemeinschaft, so führt die Lehre weiter aus, entfalten sich aber auch die Künste als sichtbarster Ausdruck menschlichen Kulturvermögens. Doch so, wie unterhalb des Menschen das Tier als Einzelwesen steht, hat er über sich die Gottheit im Genusse völliger Autarkie: Menschentum hebt sich also von einem zweifachen Gegensatz ab, wobei vor allem der Vergleich mit der Gottheit das Bewußtsein eigener Gebrechlichkeit und Gefährdung wachhält; Mensch zu sein bedeutet also ein zugleich stolzes und demütiges Schicksal.

In diesem Begriff Mensch verschob sich bei den Römern das Gewicht nach der Seite des Bildungsmäßigen, weil die Aneignung griechischer Gesittung zur Sache persönlicher Bemühung geworden

war, der Vertiefung in die inzwischen klassisch gewordene hellenische Literatur als Vermittlerin jener Humanität. Seither hat der abendländische Humanismus seinen bildungsmäßigen, ja gelehrten Charakter nicht mehr abgelegt, auch als von der Renaissance an die Antike als Ganzes in immer erneuter Bemühung zum kulturellen Vorbild erhoben wurde. So sehr sich dabei das Bild, welches sich die einzelnen Epochen von jener machten, mit ihren eigenen Problemen und Anliegen wandelte, so schwebte doch allen ein unbedingtes, den ganzen Menschen verpflichtendes Ideal vor. Ein letztes Mal geschah dies in der Goethezeit, welche in besonders inbrünstigem Glauben Griechentum mit Menschentum schlechthin gleichsetzte, einem reinen, alles verworren Triebhafte tief unter sich lassenden Menschentum.

Seither hat die kulturgeschichtliche Forschung die Möglichkeit einer solchen Gleichsetzung zerstört. Die Aufdeckung aller bedenklichen Eigenschaften des historischen Griechentums hat daran den geringsten Anteil, weil seine geistigen Leistungen davon unberührt bleiben. Aber gerade deren Fülle mit allen Gegensätzlichkeiten etwa der philosophischen Systeme vom platonischen Idealismus bis zu den diesseitig gerichteten Lehren Aristipps oder Epikurs macht es schwer, von «Griechentum» schlechthin zu sprechen. Man muß es mit Kategorien einzufangen versuchen, die von so allgemeiner Begrifflichkeit sind, daß ihnen unmittelbar werbende Kraft fehlt. Was jedoch das Entscheidende ist, neben der hellenischen stehen andere historische Kulturen, in denen sich andere zeitlose Möglichkeiten des Menschen verwirklicht haben. So die altjüdische mit der Unerbittlichkeit des moralischen Bewußtseins oder, als Synthese zwischen ihr und der griechisch-römischen Antike, das Christentum, welches eine neue Innerlichkeit des Seelenlebens zur Entfaltung gebracht hat. Dazu treten die religiösen und philosophischen Kulturen des Ostens, die seit der Antike in stets wiederholten Begegnungen ihre Wirkung auf unsere Welt ausgeübt haben. So könnte es scheinen, als ob Griechen und Römer mit der Erweiterung unseres Wissens jede Vorrechtsstellung eingebüßt hätten und als bloße Repräsentanten bestimmter Möglichkeiten sozusagen zur freien Auswahl in die lange Reihe geschichtlicher Typen zurückgetreten wären.

Eine solche Auswahl gibt es in Wahrheit aber nicht. Vermeintlicher übergroßer Reichtum führt zur Armut, da die beliebige Aneignung des Fremden der Freigabe des Eigenen und schließlich der Entwurzelung gleichkommt. Aller schon vollzogenen Emanzipation zum Trotz werden wir ungestraft gewisse Grenzen der abendländischen Tradition nicht überschreiten dürfen und wird es durch deren große Beispiele festgelegt bleiben, was Humanität für uns zu bedeuten hat; jene sophistische Selbstinterpretation des Griechentums, von der wir ausgegangen sind, behält dabei die prinzipielle

Gültigkeit einer ersten Formulierung. Humanistische Gesinnung wird zwar nicht mehr das vorbehaltlose Bekenntnis zu irgend einer Epoche der Vergangenheit sein, aber sie wird historisch ausgerichtet bleiben in der Überzeugung, daß die eigenen Entscheidungen in einem weitesten Sinn durch die Geschichte unserer Kultur vorbestimmt sind. Und einen besonderen Rang wird sie der Antike darum einräumen müssen, weil diese neben der christlichen Überlieferung dem geistigen Leben Europas für die ganze Folgezeit seine Richtung gewiesen hat.

So ist es seit Jacob Burckhardts Forschungen immer deutlicher geworden, in welchem Maße dies schon für das Mittelalter gilt. Ruhte doch das Gebäude der Scholastik auf platonisch-aristotelischer Grundlage, dienten ferner antike Lehrbücher so gut wie ausschließlich als Quelle des profanen Wissens, und standen die klassischen Dichter in einem solchen Ansehen, daß ein Dante sich Vergil zum Führer bis vor das Paradies wählen konnte. Als etwas Neues kam dann mit Petrarca das Bewußtsein von einem selbständigen Werte der Antike, und sodann nach dem Maße des eigenen Erstarkens ein bewußter Wettbewerb mit ihr bis zur stolzen Verkündigung der eigenen Überlegenheit in der Querelle des anciens et des modernes im 17. Jahrhundert. In welchem Umfang aber selbst über diese Zeit hinaus antike Vorbilder und Anregungen entscheidend blieben, sei nur mittels einiger Beispiele angedeutet. Wie das römische Recht Schrittmacher des modernen Staates geworden ist, so geht die Lehre vom Naturrecht letzten Endes auf Gedanken der griechischen Sophistik zurück. Im Anschluß an die Klassiker der alten Geschichtsschreibung entwickelte Macchiavelli seine politischen Gedanken, die den Auftakt zum heute noch nicht abgeschlossenen Gespräch über Macht und Recht bildeten. Das französische Sprachideal des 17. Jahrhunderts und die gesellschaftliche Gesinnung, der es Ausdruck gibt, sind beide im augusteischen Rom vorgebildet, ebenso wie der Heroismus von Corneilles oder Gryphius' Tragödien im Stoizismus der frühen Kaiserzeit. Vollends die Wirkung des platonischen Denkens ist fast unübersehbar: es sei nur erinnert an die mittelalterliche Schule von Chartres und dann für die Folgezeit an die Florentinische Akademie, den englischen Platonismus bis zu Shaftesbury und den deutschen Idealismus. Auf der anderen Seite gab Epikur dem modernen Materialismus den ersten Rückhalt und lieferte er dem Eudaemonismus des 18. Jahrhunderts die Formulierung seiner Lebensbewertung. Auch die Kulturfeindschaft aller Schattierungen fand ihre Ausdrucksmittel bei den Alten, von den aus der Bukolik Theokrits und Vergils erwachsenen Schäferspielen bis zu Rousseaus Radikalismus, welchen die Antike in volkstümlichen und philosophischen Träumereien von einem glückseligen Urzustand der Menschheit vorweggenommen hatte.

Diese aus der Überfülle beliebig herausgegriffenen Beispiele, außer welchen vor allem noch des bestimmenden Einflusses zu gedenken wäre, den Poesie und bildende Kunst der Alten auf die Folgezeit ausübten, mögen als Beweis dafür genügen, daß sich auch die jüngere Vergangenheit ohne Kenntnis der Alten nicht verstehen läßt. Für die humanistische Bildung kommt etwas weiteres hinzu. So sehr wir auch die Schwächen der griechisch-römischen Kultur im ganzen zu kennen glauben, haben doch Homer, die Tragiker, Vergil, Horaz und andere Dichter ihren Rang unter den Größten der Weltliteratur behauptet. Weit mehr als bloßer Gegenstand philosophiegeschichtlichen Studiums ist aber auch Platon in seinem Führertum zur Welt des geistigen Seins, und ebenso haben Stoa und Epikureismus ihren Lebensauffassungen mit solcher Kristallklarheit Ausdruck gegeben, daß diese bis heute typische Gültigkeit bewahrt haben. Überhaupt bleibt der Antike der Ruhm, ein ganzes System von Kategorien der Daseinsbewertung geschaffen zu haben, von denen noch wir täglich Gebrauch machen: es sei an den Gegensatz zwischen aktivem und kontemplativem Leben, den Begriff des Schicksals sowie der dasselbe meisternden Tugend oder an das Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft erinnert. So geht von den antiken Autoren auf den heutigen Leser eine befreiend klärende Wirkung aus. Dieser fühlt sich zu den Ursprüngen zurückgeführt, wo die wesentlichen Lebensfragen, noch nicht tausendfach zerredet, sich groß und einfach stellen und wo es eine große und einfache Antwort auf sie gibt. Ähnliches wäre zu sagen über den formalen Bildungswert der antiken Sprachkunst, den zu verwirklichen erste Aufgabe unserer Gymnasien ist. Die großen Autoren, bei denen jedes Wort noch sein volles Gewicht hat, lehren allein die verlorene Kunst eines den Sinn ausschöpfenden Lesens und erziehen zum Respekt vor dem Ausdruck auch in der eigenen Sprache. Zudem lernen wir deren Eigenart und Möglichkeiten erst im Vergleich mit dem in seinem höheren Alter verschiedenartigen Griechisch oder Latein verstehen; vor allem wenn es gilt, bei der Übersetzung für den antiken Reichtum an Flexionsformen und Möglichkeiten der Satzstellung Ersatz zu schaffen. Für die alten Sprachen als Erziehungsmittel gilt noch immer, was einst Friedrich Nietzsche in der zweiten seiner Reden «Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten» gesagt hat.

Was seit jener Rede an quälender Aktualität zugenommen hat, ist die Frage nach der Beziehung zwischen dem dargelegten humanistischen Bildungsgedanken und der einzelfachlichen Berufsausbildung. Die Spezialisierung und die zunehmende Unerbittlichkeit des Existenzkampfes verlangen einen solchen Kräfteinsatz für den Broterwerb, daß eine Bildung, welche die Gesamtheit der Kräfte entfalten will, zum scheinbaren Luxus wird, ja in ihrem Eigenwert immer

weniger verstanden wird. Die Leistung des «professional» droht zum maßgebenden Gesichtspunkt aller Jugendbildung zu werden, wobei vergessen wird, daß der nicht bloß zu Spezialitäten Abgerichtete seine Überlegenheit bewährt, sowie es auf mehr als bloße Routine ankommt.

Im Kampf um den reinen Bildungsgedanken wird die humanistische Erziehung auch darum weiterhin in vorderster Reihe stehen, weil die evidente «Nutzlosigkeit» der alten Sprachen jedem Mißverständnis als Fachvorbereitung entzogen ist. Für die Naturwissenschaften gilt dies weniger, obwohl kein Vernünftiger ihren hohen Bildungswert in Zweifel ziehen wird. Sie üben ja auch den mächtigsten Einfluß auf das ganze moderne Denken aus, seit sie zuerst das mittelalterliche Weltbild überwunden und dann in zunehmendem Maße unser äußeres Dasein revolutioniert haben. Was sie uns trotz gesteigerter Naturbeherrschung lehren, ist freilich, daß der Mensch, der einst geglaubt hatte, den ganzen Kosmos auf sich beziehen zu dürfen, der Unendlichkeit von Raum und Zeit gegenüber zum verschwindenden Nichts wird. Wir ertragen dies schwer im Gefühl der Würde, welches humanistische Gesinnung uns gibt, doch müssen wir eine solche Spannung ertragen und das Wunder Mensch ohne Rücksicht auf kosmische Relationen bejahen können. So kann uns der Humanismus vor der Gefahr zynischer Selbstmißachtung bewahren, die in einem einseitig naturwissenschaftlichen Weltbild liegt. Außerdem erschöpfen sich die Naturwissenschaften, von ihrer technischen Ausnützung abgesehen, im theoretischen Erkennen einer dem innersten Menschen fremd gegenüberstehenden Welt, während alles geschichtlich-humanistische Wissen, das aus innerer Verwandtschaft zwischen Subjekt und Gegenstand stammt, letzten Endes immer persönliche Stellungnahme und damit für das aktuelle Leben des Erkennenden bedeutungsvoll ist. Der bildungsmäßige Vorrang der Geisteswissenschaften vor den Naturwissenschaften findet darin wohl seine letzte Begründung.